Unser Redactions-College Herr Hermann Bahr hat sich Donnerstag Abends nach Paris begeben und, wie sein hier folgender erster Situationsbericht beweist, mit einer Reihe politischer Persönlichkeiten, darunter mit Rouvier und Yves Guyot, Rücksprache genommen.

* * *

(Drahtbericht der „Deutschen Zeitung".)

Paris, 24. December.

Die Sitzung beginnt. Soll ich in den Sitzungssaal? Hätte es einen Zweck, sich herauszudrängen aus dem dichten, schreienden und gesticulirenden Gewühl der Couloirs hinein in den Sitzungssaal, wo irgendein Abgeordneter, dessen Namen man nicht kennt, den irgendein entlegener Marktflecken der Bretagne oder der Pyrenäen in die gesegnete Körperschaft entsendet hat, eine wohlgesetzte Rede abliest, um die Vortheile oder Nachtheile des schweizerischen Handelsvertrages zu beweisen.

Wer hört auf den Armen? Und doch, er ist ein weißer Rabe, weiß Gott, an den wagt sich die Verleumdung nicht heran, und was von keiner republikanischen Größe, keinem boulangistischen oder monarchistischen Sterne behauptet werden kann, das gilt von ihm. Seine Hände sind panamarein, und suchet bei Thiersée, suchet bei Propper, ihr werdet keinen Check finden, der die Unterschrift dieses Volksvertreters trägt.

Und die Anderen, sie, für die man sich interessirt, deren Namen ebensoviel Richtungen in der politischen und parlamentarischen Geschichte Frankreichs bedeuten, die sucht man vergebens im Saal, aber draußen, im „rothen Saal" sagen wir in Wien, „Salle des pas perdus" heißt er hier — wie bezeichnend in diesen Tagen! — da bilden sie den Mittelpunkt kleiner Ansammlungen, und da wird geschrien und gestritten, gegankt und gelärmt, hier nehmen jene „Enthüllungen" ihren Ausgangspunkt, welche der Draht weiter verbreitet, und vor deren Gesammtheit ganz Europa in angstvoller Verwunderung befangen ist.

Der rothe Saal ist in Paris grün, und wenn die Decembernebel durch die Straßen wallen und die Lichter angezündet werden, da gleiten grelle, blendende Reflexe über die grünen Lehnstühle und die sammtenen Sofas, und in diesem nervenprickelnden, merkwürdigen Zwielicht, in welchem die hellen Punkte gewissermaßen störend wirken und die dunklen Schlagschatten sich beängstigend auszubreiten scheinen, da nimmt es sich gar merkwürdig aus. Das wild durcheinander wogende Meer von Köpfen und Gestalten, verschwommen und nicht unterscheidbar und nur hie und da eine scharfgeschnittene Physiognomie, ein prägnanter Charakterkopf, der dem Beschauer sofort ins Auge fällt.

Da begegnet mir Mermeix, eine männliche Cocotte, die alt geworden, ein Todtenschädel mit dem Monocle in dem hohlen Auge, frech und abstoßend. Er lächelt süßlich und verrätherisch. „Sie hier! Ich kann Ihnen zur Stunde nichts sagen, aber die Herren werden von mir noch mehr hören, als es Ihnen in diesen Tagen lieb ist."

„Mes dossiers." Mermeix glaubt, seine Stunde sei noch nicht gekommen, und er, der ein Aasgeier des Boulangismus gewesen ist, will wohl die Hyäne des Panama-Schlachtfeldes werden.

Ein häßliches Lachen, und er ist vorbei, verschwunden in dem Gewühle derer, die von ihm eine Andeutung wünschen, denn er gehört zu den „Wissenden"; wo im Trüben gefischt wird, kann Mermeix nicht gefehlt haben.

Ich schaue dem Entschwindenden nach; da fast mich Jemand am Arme, Alois Liechtenstein ohne Zahnstocher, der Dandy des lettres. Maurice Barrès, der als Boulangist candidirte und nun der Abgeordnete der Socialisten von Nancy ist, der Ich-Philosoph des jungen Frankreich, der den Symbolismus der Panama-Affaire sucht. Wer Maurice Barrès einmal gesehen, vergißt ihn nicht. Er trägt die elegantesten Beinkleider der französischen Kammer, und das will etwas heißen in einer Repräsentanten-Versammlung, in welcher Andrieux die Damen des Faubourg St. Germain entjückt. Barrès affectirt den englischen Dandy, und es ist der Schmerz seines Lebens, daß man diesen munteren, hellblickenden grauen Augen mit dem warmen, lebensfrohen Blick die blasirte Ironie nicht glauben will.

Denken Sie sich, Maurice Barrès spricht nur von Literatur. Er denkt an eine Nietzsche-Uebersetzung. Nietzsche und Panama!

Aber hinein in den Saal, denn eine Bewegung geht durch die Couloirs. Es scheint, daß wieder eines jener kleinen Scharmützel ausgefochten werden soll, an denen es jetzt keiner Kammersitzung mangelt.

Floquet spricht, der kleine kahlköpfige Herr spricht mit salbungsvoller Breite, aber es scheint, daß er vergebens Gemüthstöne sucht.

Es soll abgestimmt werden. In der Pause stellt man mich Rouvier vor. Er ist krebsroth im Gesichte, zittert und scheint zu taumeln, ein Stier am Ende des Gefechts, der nicht mehr zu stoßen wagt, nur brüllen kann.

Mechanisch beantwortet er meine Fragen, seine Augen sind verglast, was er sagt, sind Phrasen: Ein Attentat gegen die Republik, der Staat war ohne Geld, ich habe die Republik gerettet, daher der Haß der Reactionäre, ich habe nichts für mich behalten.

Rouvier macht den erbärmlichen Eindruck des ertappten Verbrechers, man weiß nicht, ob Abscheu oder Mitleid die überwiegende Empfindung ist, welche man im Gespräch mit ihm empfindet.

* * *

Am Nachmittage habe ich Arthur Mayer, den Director des „Gaulois", getroffen. Das ist ein Jabber, der den Elegant spielen möchte. Schlecht sitzt die Staatsmiene auf den fetten Wangen des Bivouac, und mit seinem ganzen Gebahren stimmt nicht das stereotype „Insinuation très grave".

Arthur Mayer protestirt dagegen, daß der Panama-Scandal von den Royalisten angefangen worden sei. Das ist richtig, sagt er, wir haben ihn zuerst begünstigt, weil wir seine Tragweite nicht erkannten. Heute sehen wir, daß die Gefahr alle Parteien gleich trifft.

Das Ganze ist ein socialistisches Manöver. Nur die Socialisten profitiren.

Der Panama-Scandal richtet sich gegen alle Parteien, gegen jede Regierung. Das ist die Februar-Revolution Nr. 2, die in ganz Europa nachgeahmt werden wird. Berlin hat bereits sein Panama. Delahaye heißt dort Ahlwardt. Sie in Wien werden auch Ihr Panama haben. Lassen Sie es gut sein, sagte Mayer auf meinen energischen Protest, die Zustände gleichen sich überall.

* * *

Die Stimmung in den Pariser Salons ist eine ganz merkwürdige; so mag es vor der Revolution in den Häusern des royalistischen Adels ausgesehen haben, und bezeichnend ist es, wenn mir ganz ernstlich von verschiedenen Seiten gesagt wurde: Die Stunde der Armee hat geschlagen, die Krise drängt zur Lösung nach außen, in der gemeinsamen Gefahr wird die Nation sich wiederfinden.

„Das heißt: ein Dictator in Aussicht."

„Ein Boulanger ist nirgends," lautet die Antwort, „wir haben in Frankreich keinen Mann."

* * *

Ich besuche Barrès in seinem köstlich ausgestatteten Arbeitszimmer, das weiß und roth ausgeschlagen ist, wo japanische Parfums duften und Beethoven am Piano aufgeschlagen liegt. Hier athmet man Kunst, spricht von Literatur und schreit nicht Panama.

„Die parlamentarische Lage," meint Barrès, harmlos lächelnd, „ist noch nicht einmal so schlimm wie die Affaire Wilson, weil der Präsident nicht compromittirt ist. Erst wollten alle Parteien aus der Situation ihren Nutzen ziehen; jetzt, wo alle Parteien compromittirt sind, gilt es, das gemeinsame Interesse zu retten, indem man Einzelne opfert. Man versucht mit Menschenopfern das System zu retten. Aber die Stimmung im Lande ist fürchterlich. Sie drängt zur socialen Revolution. Der Haß richtet sich gegen alle Reichen und gegen das parlamentarische System. Die Republik hat nichts zu fürchten, weil kein ernster Prätendent da ist. Aber die Revision der Verfassung ist unvermeidlich."

* * *

Laguerre, dessen bleiches Gesicht eine noch zerknitterere Miene zur Schau trägt denn gewöhnlich, sagte Ihrem Berichterstatter: „Die Panama-Affaire ist der Sieg der Demokratie, die Presse und der Wille des Volkes zwingen die Parteien, gegen ihr eigenes Interesse zu handeln. Die Politik wird durch keine Partei, sondern durch die Straße bestimmt.

Die Hoffnungen der Royalisten sind lächerlich; die Leute haben keinen Mann."

* * *

Der letzte in der Reihe der heute von mir Interviewten war Yves Guyot, der Uncompromittirte, der Renommirminister der Republikaner. Yves Guyot ist ein Journalist. Aus winzigen Anfängen hat er sich aufgeschwungen — ein Parvenu der Rechtschaffenheit, und, weiß Gott, er ist stolz, daß er Parvenu ist, und trägt sein Parvenuthum siegreich zur Schau.

„Panama," sagt Yves Guyot, „bedeutete ursprünglich die Revanche für Boulanger und dann, als Ricard so unbefonnen war, Lesseps zu opfern, wurde Revanche für Lesseps genommen."

Ein Complot zwischen Monarchisten und Socialisten, ein Complot gegen die Republik, welche — Ironie der Weltgeschichte! — von dem Staatsanwalte des Kaiserreiches, von Ribot, vertheidigt wird.

Yves Guyot wird heftig. Ich glaube nicht an die 104 Bestochenen des Andrieux, da müßten sich doch die Nichtbestochenen melden, welche alle Ursache haben, zu renommiren.

Ich glaube an eine neue Partei der Anständigkeit, an die Phalanx der Republikaner, an die Sturmcolonnen der Anticorruption, sie werden die Gefahr bezwingen.

Hermann Bahr.

Freiheit und Wohlstand.

(Eine Weihnachts-Betrachtung.)

Wien, 24. December.

Das Jubiläum der Staatsgrundgesetze gab Anlaß zu mancherlei trüben Betrachtungen über das Schwinden echten Freiheitssinnes, über den zunehmenden Mangel jener Bürgertugenden, welche in den entschwundenen Tagen des Kampfes für die politische und sociale Frei-

---

Karawane einen Eilzug nennen könne. Also reiste ich per „Eilzug". Die Ortschaften, die wir passirten, waren über alle Vorstellungen armselig, die Herbergen so elend, Essen und Trinken so europawidrig, daß ich den Vetter nicht begriff, der sich mit den orientalischen Zuständen schon so vertraut gemacht haben wollte. Die Strecke von Wien bis Tiflis legte ich in neun Tagen zurück, jene um das Dreifache kleinere von Tiflis bis Teheran in dreiundzwanzig Tagen. Am 10. December war ich endlich in der persischen Hauptstadt. Trostlosefte Armseligkeit und fabelhafte Pracht, das ist der erste Eindruck, den diese Königsstadt macht. Ein wunderliches Gemisch von morgen- und abendländischen Erscheinungen: unter Telegraphenstangen hocken zerlumpte Derwische, in französischen Conditoreien kauern schläfrige Haschischraucher. Neben modernen Palästen gähnen fensterlose Höhlen, aus Stroh und Lehm zusammengebacken, „Bürgershäuser" der Königsstadt. Selbst die Stadtmauern, zumeist aus Lehm aufgeführt, sind derart, daß bei allfällig geplanter Erstürmung derselben eine Wasserspritze bessere Dienste leisten würde als eine Kanone. Eine nähere Beschreibung des Lebens und Treibens zu Teheran behalte ich mir für ein anderesmal vor, mein jetziges, wichtiges Ziel war fürs Erste die österreichische Gesandtschaft.

Das Herz sprang mir bis zum Halse herauf vor Freude, als ich wieder die Sprache der Deutschen hörte, nachdem ich mich bisher so kümmerlich mit meinem bischen Französisch und Steirisch durchgeholfen hatte. Wo nämlich in Herbergen oder bei Lastträgern mit dem höflichen Französisch nichts auszurichten gewesen war, da hub ich mit geballten Fäusten auf gut steirisch zu fluchen an, und das hatte manchmal gar keine üble Wirkung. Hier bei der Gesandtschaft umarmte ich den ersten Beamten, der mich auf meine Schriftstücke hin deutsch anredete, wie einen alten Freund, und die erste Frage war: „Ist's noch früh genug?"

Der Beamte wich mit seinem Blick meinen Augen aus und antwortete, am Leben wäre er zwar noch . . .

Ob Hoffnung vorhanden?

Ein leichtes Achselzucken. Nun erschien der Gesandte selbst, den seine Unterbeamten Consul nannten. Ein braunbärtiger Mann mit rothem Fez auf dem Haupte, den er beim Gruße nicht lüpfte. Er war, wie ich schon wußte, ein geborener Mährer. Er setzte sich auf einen sehr niedrigen Schemel, bot mir Platz auf dem Divan, eine Cigarette und machte mir dann die Mittheilungen. — Geschehen sei Alles für meinen Verwandten, und mehr als was gethan worden, könne überhaupt nicht geschehen. Mein Vetter sei gefaßt, ich solle es auch sein; er erwarte mich mit großer Sehnsucht, ich würde doch zu ihm geführt werden können, vorderhand müsse ich mich etwas erholen von den Reisestrapazen.

Meinen Anzug ordnete ich in dem mir angewiesenen Zimmer des Gesandtschaftshotels rasch und untadelhaft, als sollte ich die Aufwartung bei einem Würdenträger machen, anstatt bei einem Todgeweihten im Kerker; ich hielt mich hierin an eine orientalische Sitte, auf die mich der Gesandte aufmerksam gemacht hatte. Das vorgesetzte Mahl mußte mir mein Gastherr mit vieler Mühe anmöhigen, ich war voller Erwartung und Angst. Auch so müde war ich, so steif die Beine von dem langen Ritt. Der feurige Perserwein that seine Pflicht, machte mich zuverschtlicher und aufgeweckter, umsomehr, als auch der Consul, der mit mir speiste, bisweilen munteren Gesichtes mich tröstete. In Asien sei ein zum Tode Verurtheilter noch lange nicht aufgegeben, Despotenlaunen seien ja bekanntlich unberechenbar.

„Aber, Herr, worin besteht denn eigentlich das Verbrechen meines Vetters?" kam ich endlich dazu, zu fragen.

Darauf, meinte der Gesandte, sei nicht so leichthin zu antworten.

„Hat er in Unkenntniß der Zustände eine staatswidrige Handlung begangen?"

„Ein politisches Verbrechen, meinen Sie," sagte der Consul, „derlei gibt es hier nicht, Freund. Aber gegen den Propheten hat er gesündigt, gegen die Tafeln des Kalifen. — Hören Sie denn, wie es sich zugetragen hat. Ihr Vetter hatte in der königlichen Münze, wo wir ihn gleich anfangs durch einen günstigen Zufall unterbrachten, bereits eine vortheilhafte Stellung erworben; er bestichtigte ein paar Dutzend Arbeiter, und der Schah hat den fähigen jungen Mann bei mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet. Besehen Sie sich einmal dieses Geldstück!" Er zeigte mir ein neues Goldstück, auf welchem das Bild des Schah in feinster Prägung prangte. „Könnte das nicht ebensogut in Paris oder in Wien geschlagen worden sein? Das ist ein Werk Ihres Vetters. Er wäre heute Oberdirector der königlichen Münze, wenn nicht plötzlich der Teufel —" er zuckte ab.

„Ich bitte Sie, meine Spannung!"

„. . . roete das Weib dazwischen gekommen wäre."

„Ein Einbruch in den Harem?"

„Mit nichten," sagte der Consul. „Ihr Vetter hat weder eine Frau des Schah noch die eines anderen Mannes auch nur mit einem Blicke entweiht. Der junge Meister aus der königlichen Münze war bescheiden genug; der Tochter eines teheranischen Lederhändlers schaute er hinter den Schleier und erwählte sie. Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen, und ich sage Ihnen, es gibt nichts Schöneres auf Erden! Mit ihrem Vater war sie erst vor Kurzem aus Zypchan eingewandert. Nun, die Leutchen liebten sich; der Vater drückte erst ein Auge zu, dann auch das zweite, und machte sie endlich gar nicht mehr auf, denn er starb auf einer Handelsreise nach Armenien an der Pest. Nun waren die jungen Leute sich selbst überlassen und wohnten in einem reizenden Häuschen des europäischen Quartiers. Die Idylle blieb nicht lange verborgen; von Derwischen angeführt, brach in Abwesenheit des Münzmeisters eine Rotte in sein Haus, warf ein Tuch über das Haupt des Mädchens, schleppte es davon, um es auf öffentlichem Platze hinzurichten."

„Um des Himmels willen, was erzählen Sie denn da?" rief ich aufspringend aus.

„Bleiben Sie gefälligst und hören Sie die Tafel des Kalifen: Wenn eine Anhängerin der Rechtgläubigen — des Mohamedanismus — sich mit einem Ungläubigen paart, so soll sie getödtet werden. — Dem ist aber vorzubeugen, wenn der Mann sich zum Islam bekennt und sie zu seinem rechtmäßigen Weibe macht. Das österreichische Consulat griff sofort ein. Ich begab mich zum trostlosen Münzmeister, um ihn zum formellen Bekenntnisse des Islams zu bewegen, traf ihn aber nicht mehr in der Werkstätte. Er war zur Moschee geeilt, in welcher seine Braut gefangen gehalten wurde, und schleuderte dort einen Derwisch, der ihm den Eintritt verwehren wollte, so heftig an die Marmorbrüstung, daß derselbe zusammenstürzte und für alle Zeit auf das Auftreten verzichtet hat. Die fanatische Menge nahm den Gewaltthätigen natürlich gefangen, um ihn der Tafel des Kalifen zu überliefern, die da spricht: „Wer Blut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden." — Die Gesandtschaft machte alle erdenklichen Anstrengungen, ihn zu retten: er selbst gab alle Hoffnung auf, nur Muselman wollte er vor seinem Tode noch werden, um die Braut zu retten. Damit war's aber zu spät. Die Tafel des Kalifen sagt: „Ein Ungläubiger, der einen Derwisch erschlägt, kann nimmer des Islams sein."

„Also Beide verloren?"

„Ich habe mich an die übrigen europäischen Gesandtschaften gewendet in dieser Sache, allein die Tafel des Kalifen sagt: „Der Islam steht über allen Gesetzen." — Und doch, Freund, haben wir Unglaubliches erreicht. In einer der europäischen Anwandlungen, denen der Schah — Allah segne ihn! — bisweilen unterworfen ist, hat er seinen Münzmeister begnadigt."

„Begnadigt?!" ein heiser Freudenschreck.

„— zu zehnjähriger Zwangsarbeit bei den Straßenbauten im Elbrusgebirge."

Mir fiel auf, daß der Consul solches mit einer gewissen Trauer sagte. Ich wußte noch nicht, was das heißt, zehn Jahre Zwangsarbeit in Persien. Keiner überdauert sie, es ist eine langsame Hinrichtung.